

Eugen Wenzel

SCHWANENGEANG
Gottes grausamer Spaß

Roman

Mit Illustrationen von
Maria Semibratova



ZWEITES KAPITEL

*»Suchet, so werdet ihr finden!«
oder: Der wahre Lobengrin*

Aus dem Spiegel schauten ihm zwei dunkelbraune Augen entgegen. Er blickte in ein Gesicht, das in den letzten Jahren zwar um Einiges älter, jedoch auch viel interessanter geworden war. Er war ohne Frage übermüdet von der Arbeit, doch sie erfüllte ihn und deswegen arbeitete er gerne und viel. Dies war auch schon einmal anders gewesen, doch zum Glück war das nicht länger der Fall.

Damals, direkt nach dem Studium, hatte er eine Zeit lang für jemanden gearbeitet, der es nicht verstand und aus kurzsichtigem Eigennutz auch nicht hätte verstehen wollen, was es heißt, richtig zu führen und zu lenken. Als besonders frustrierend hatte er dabei die Tatsache empfunden, dass sein Herr und Meister – wie so häufig – viel weniger konnte und kannte als er, und dies darüber hinaus immer so zu drehen wusste, dass es für Außenstehende genau anders herum zu sein schien. Hinzu kam, dass er als ein eigenständig denkender Mann, der regelmäßig öffentliche Verkehrsmittel benutzte, täglich unzählige Menschen beobachten musste, die ähnlich wie er ein gestörtes Verhältnis zu ihrer Arbeit zu haben und daran zutiefst zu leiden schienen. Er sah tagein tagaus, wenn

er morgens oder abends in überfüllte U-Bahnen stieg, Legionen von Gesichtern, die jeglicher echter und gesunder Ausstrahlung entbehrten, moderne Sklaven, die entweder noch halb im Schlaf in ihre »Arbeitsgruben« einfuhren oder total entmenschlicht aus ihren »Arbeitslagern« zurückkehrten. In seinen Augen waren es Menschen, die sich entweder aus Angst und Verzweiflung einredeten, dass sie den Tätigkeiten, die sie ausübten, trotz aller Widrigkeiten eigentlich gerne nachgingen oder sich schon längst mit der schamlosen Lüge abgefunden hatten, Arbeit sei keine Quelle des Glücks, sondern ein notwendiges Übel, welches der Arbeiter anderweitig kompensieren müsse. Einen mit echtem Glück nicht im Entferntesten zu vergleichenden Ersatz konnten sie sich nicht anders verschaffen, als durch die Flucht entweder in oberflächliche und damit geistlose Unterhaltung oder in sinnlose Rauschzustände, angefangen bei kurzlebigen substanzlosen sexuellen Beziehungen, aufhörend bei gewaltreichen und blutrünstigen Computerspielen und Filmen.

Dies alles führte ihn zu dem Schluss: Wenn er sein Leben nicht sinnlos vergeuden wollte, so musste er den Sprung in die Selbständigkeit wagen. Die Möglichkeit, irgendwann auf einen Arbeitgeber zu treffen, der seinen Beschäftigten Arbeitsbedingungen garantiert, die ihnen echte Erfüllung bringen, hielt er zwar nicht für gänzlich ausgeschlossen, jedoch auch nicht für allzu wahrscheinlich. Am Anfang war es unerträglich hart und manchmal reichte ihm das Geld nicht einmal für das Allernötigste, doch mit der Zeit wurde es besser, so dass er inzwischen selbst zwei Mitarbeiter beschäftigen konnte. Von ihnen bei einer passenden

Gelegenheit danach gefragt, wieso er ihnen ungewöhnlich viel bezahlte und ihre persönlichen Umstände und Wünsche, so gut es nur ging, berücksichtigte, entfaltete er ihnen nicht seine gesamte Philosophie, sondern erzählte einfach von einem Gespräch, das er in einem Café einmal zufällig mitgehört hatte. Diese Unterhaltung hatten zwei Türken geführt, ein etwas älterer und ein deutlich jüngerer. Sie sprachen über das Thema Verantwortung. Der Ältere hatte die Ansicht vertreten, wenn er jemanden für sich arbeiten lasse, habe er nicht nur den Beschäftigten, sondern auch dessen Angehörige zu versorgen, denn dem Arbeitnehmer bleibe aufgrund seiner beruflichen Tätigkeit keine Zeit, sich um ihre Versorgung zu kümmern. Natürlich könne dieser nach zehn Stunden harter Arbeit auch noch woanders arbeiten und sogar die Wochenenden und Urlaubs- und Feiertage dazu nutzen, sich und seiner Familie ein Zubrot zu verdienen, doch so etwas zu erwarten, sei bereits menschenverachtend und vollkommen verantwortungslos, weshalb es nebenbei bemerkt auch mehr als beschämend sei, in einer Gesellschaft und mit einer Politik zu leben, die genau ein solches Verhalten zur Regel erhoben hätten.

Diese Geschichte verschaffte dem Jungunternehmer noch mehr Anerkennung seitens seiner zwei Angestellten. Übermäßig reich konnte er mit seiner Unternehmenspolitik selbstverständlich nicht werden, doch dass sie beträchtlich zu einem menschlichen Verhältnis zwischen den dreien und zum Glück aller Beteiligten beitrug, war ihm weit mehr als ein zufriedenstellender Ausgleich, zumal er damit einen wahrlich realistischen Weg gefunden hatte, seinen kleinen

persönlichen Beitrag zur Verbesserung dieser Welt zu leisten, die so reich ist an Armut.

Sein eigener Herr und niemandes Willen untertan zu sein, war herrlich, doch das allein genügte ihm nicht. Recht früh hatte er erkannt, dass für ihn auch die Kunst zwingend dazugehörte, um glücklich sein zu können. Es war vor allem die Musik, die sein Interesse fesselte, und so war ihm das berühmte Diktum Nietzsches, »ohne Musik wäre das Leben ein Irrthum«, wie aus der Seele gesprochen. Er liebte sie und am meisten liebte er die Oper. Nicht zuletzt aus diesem Grunde hatte er bereits als Jugendlicher, womit er seinerzeit sicherlich eine sehr große Ausnahme bildete, auch *Pretty Woman* zu lieben gelernt, denn ihm gefiel an diesem Film der Gedanke von Richard Gere, entweder man liebe die Oper mit voller Hingabe oder man liebe sie überhaupt nicht. Es sollte jedoch noch eine gute Weile dauern, bis ihm der tiefere Sinn dieser Worte bewusst wurde, der in der unvergänglichen Wahrheit besteht, dass Kunst die Menschen nicht nur zu verbinden, sondern auch zu trennen vermag.

Der Anlass für diese Erkenntnis war – wie so oft – eine Frau. Sie war zwar nett und schön, doch anders als die von Julia Roberts im Film verkörperte Prostituierte Vivian war sie nicht sonderlich viel mehr. Die Kunst mochte sie nur äußerst bedingt und die Oper war für sie überhaupt eine Terra incognita. So musste es unweigerlich dazu kommen, dass sie eines Tages den Versuch unternahm, gemeinsam einer Opernaufführung beizuwohnen. Doch das Leben ist kein Film. Der arme Puccini! Tosca hatte noch nicht einmal zu singen begonnen, da hatte die junge Frau schon ihr

Mobiltelefon herausgeholt und in dieser »Mülltonne« zu »wühlen« angefangen. Nach weiteren zehn Minuten hatte sie bereits der gesamten Welt in Form eines Fotos mitgeteilt, an welchem weltberühmten Ort sie sich gerade aufhielt, und noch zehn Minuten später hing sie in ihrem Sessel wie ein k.o. geschlagener Boxer in den Seilen. Nach der zweiten Pause ging sie gar nicht mehr in den Zuschauerraum zurück und wartete auf ihn stattdessen in einem Café. Sie zerstörte damit seinen Abend und schlug ihrer Beziehung eine nie wieder zu schließende Wunde. Vielleicht hätten sie, wie im Film, *Carmen* statt *Tosca* hören sollen, doch er glaubte nicht, dass dies irgendeinen Unterschied gemacht hätte.

Über die unvermeidliche Trennung kam er nur äußerst schwer hinweg und überhaupt hatte er jedes Mal enorme Schwierigkeiten, wenn er sich von einer Frau trennte. Die Ursache hierfür lag in seinem auf den ersten Blick etwas seltsam anmutenden Glauben, dass der Mann erlösungsbedürftig sei und einzig die Frau ihn zu erlösen vermöge. Diesem uralten und in leicht abgewandelter Form allem menschlichen Streben nach Liebe zugrundeliegenden Gedanken war er zum ersten Mal im *Lohengrin* begegnet, der mit riesigem Abstand zu allen anderen Werken der Operngeschichte seine Lieblingsoper darstellte. Das Problem des Schwanenritters, sein Glück in der Liebe nirgends finden zu können, war auch das seinige.

Nicht weniger bewegte und beschäftigte ihn daher auch der von Platon überlieferte Mythos von den sogenannten Kugelmenschen. Laut diesem besaß der Mensch am Anfang der Zeiten zwei Köpfe, vier Arme,

vier Beine und so weiter und so fort. Aber in dieser Gestalt war er den Göttern zu mächtig und so befahl Zeus, um keine Götterdämmerung erleben zu müssen, dem Apollo, den Menschen in der Mitte zu spalten. Erst jetzt bekam er sein heutiges Aussehen, das Aussehen eines Krüppels, körperlich wie geistig. Damit schien der Mensch nicht länger eine Bedrohung für die Götterwelt zu sein, denn seit seiner Verstümmelung verwendet er all seine Energie darauf, seine verlorene Hälfte wiederzufinden, ohne die er nicht glücklich sein kann und die zu finden angesichts der unvorstellbaren Anzahl der Menschen auf diesem Planeten so aussichtsreich ist, wie das Suchen nach der berühmten Nadel im Heuhaufen. Doch die Vernunft gebietet bekanntlich Ungeheuer. Einen Weg fand der Mensch, wie er den Göttern wieder bedrohlich werden konnte, und dieser besteht darin, wie der Nibelunge Alberich der Liebe und dem Glück zu entsagen. Genau hierzu war der Mann im Spiegel jedoch außer Stande. Uner-schütterlich glaubte er daran, dass den Menschen nichts außer der wahren Liebe von seiner Krüppelhaftigkeit zu erlösen vermöge und alles andere diese nur noch verschlimmere.

Er suchte daher unentwegt, erlebte eine Enttäuschung nach der nächsten und musste schlussendlich sogar erkennen, dass mit dem falschen Menschen zusammen zu sein weitaus schlimmer ist, als niemanden zu haben. Nicht nur, dass sie uns nicht fördern und nicht wirklich glücklich machen, sondern sie belassen uns auch nicht einmal so, wie wir sind. Sie ziehen uns vielmehr hinunter, geradezu wie ein Stein, der Ihnen um den Hals gebunden wird, bevor man Sie in

eiskaltes Wasser schmeißt. Zu dieser Erkenntnis gelangte unser »Lohengrin« mit Hilfe seiner Ärztin. Sie war eine sehr kluge Frau und meinte einmal zu ihm, als er sich bei ihr über seinen immer schlechter werdenden Gesundheitszustand beschwerte, dass wir oft einzig deshalb krank, sogar sehr krank werden, weil wir einfach mit den falschen Menschen zusammen seien. Er wusste nur zu gut, dass sie Recht hatte, und gerade weil er häufig Momente erlebte, in denen er nicht mehr an die biblischen Worte glaubte, »Suchet, so werdet ihr finden!«, suchte er weiter und ging alle damit verbundenen Risiken ein. Es blieb ihm keine andere Wahl. Mit seinem Beruf war er wirklich zufrieden, die Kunst bescherte ihm unvergessliche Momente, doch sein Problem mit den Frauen war der Öltropfen, der einen ganzen See vergiftet und sein Wasser ungenießbar werden lässt. Dieser Umstand sorgte dafür, dass ihm zwar schöne, jedoch zugleich auch zutiefst traurige braune Augen aus dem Spiegel entgegen schauten. Sein Blick wanderte von seinem Gesicht zu der kleinen Uhr auf dem Waschtisch. Es war Zeit zu gehen.



ACHTES KAPITEL

*»Ein Tag im Leben des Erbörten«
oder: Am Kreuz der Moral*

[...]

– 08:02 –

Brandt saß noch immer in der U-Bahn. Die Außenwelt nahm er nicht wahr, denn er dachte über den Traum nach, den er in der vergangenen Nacht geträumt hatte. Darin ging er durch einen sehr langen Gang, an dessen Wänden in regelmäßigen Abständen abwechselnd in großen und in kleinen Lettern immer wieder geschrieben stand: »Auch mich schuf die Liebe Gottes!«

Am Ende des Ganges befanden sich drei Türen. Als Brandt sie erreichte, öffnete er die linke von ihnen und betrat den sich dahinter befindlichen Raum, der bis auf ein freskohaftes Stilleben an der Wand nichts beinhaltete. In dem Bild dargestellt war, umrandet von schmückendem Beiwerk, ein wie im echten Leben aussehender und auf einem Holztisch liegender Laib frischgebackenen Brotes, dessen himmlischen Duft Brandt sogar zu riechen glaubte. Ausgehungert wie er war, streckte er ihm seine Hände entgegen und fing damit an, die Wand mit seinen Fingern zu betasten und zu lieblosen, bis sich seine Nägel plötzlich in

Krallen verwandelten und die Liebkosungen dadurch ins Kratzen übergingen, welches immer heftiger und verzweifelter wurde, je deutlicher Brandt das unvermeidliche Scheitern seines Versuchs erkannte, dem Stein auch nur eine einzige Krume Brotes zu entreißen. Als schließlich von dem gemalten Brot nichts mehr übrig war, hielt er gänzlich erschöpft und schwer atmend inne und blickte dann noch lange und versteinert in das Loch des ruinierten Kunstwerkes hinein. Verstört wandte er sich daraufhin von dem Fresko ab und verließ mit Blut an den Händen den Raum.

Draußen auf dem Gang öffnete er die mittlere der drei Türen und ging durch sie hindurch. Er stand auf einem breiten Sprungbrett und seine Neugierde bewegte ihn dazu, sich voller Vorsicht vorzuwagen, bis an den Rand. Brandt schaute nach unten und erblickte dort ein mit rotgefärbtem Wasser gefülltes Becken, dessen Tiefe er nicht einzuschätzen vermochte. Er taumelte leicht zurück und sah auf einmal, wie aus der Ferne des Raumes eine Frau auf ihn zuschwebte, die von einem sanften warmen Windhauch getragen wurde. Je näher sie herankam, desto besser wurde ihm sichtbar, dass sie alt war und hässlich. Sie setzte ihre Füße auf die Kante des Brettes, berührte mit der faltigen Innenfläche ihrer Rechten seine stoppelige Wange und begann sich auf der Stelle zu verjüngen, bis letztendlich nicht länger eine hässliche und alte, sondern eine wunderschöne junge Frau vor ihm stand.

Ihre Augen funkelten und indem sie ihren Blick nach unten richtete, lenkte sie auch den seinigen auf ihren Bauch, der nun von Sekunde zu Sekunde immer größer zu werden anfing. Die Frau strahlte vor Glück,

als sie ihre Augen wieder hob, doch Brandt war dermaßen entsetzt von diesem ganzen widernatürlichen Schauspiel, dass er sie mit aller Kraft von sich stieß und dadurch in den Abgrund stürzen ließ. Er sah von oben, wie sie in das Becken fiel und wie sich dessen Wasser, sobald sie gänzlich darin verschwunden war, sofort in ein Meer von blutbeschmierten Geldscheinen verwandelte und in eine wilde Bewegung geriet.

Was danach kam, entgeisterte Brandt noch mehr. Aus den rauschenden Geldwellen tauchten nacheinander zehn, zwanzig, dreißig unbeschreiblich hässliche und vollkommen entkleidete Schwarzafrikanerinnen auf und schwammen auf ihnen wie riesige, auf den Rücken liegende Spinnen, wobei sie ihre Gliedmaßen weit von sich streckten, ihre giftgefüllten Unterleiber in die Höhe drückten und den gesamten Raum mit wollüstigen Schreien erfüllten. Brandt floh taumelnd zurück zur Tür und zog sie krampfhaft hinter sich zu. Unschlüssig, ob er sie öffnen sollte oder nicht, stand er nun vor der dritten und letzten, denn er fürchtete, hinter ihr noch Schlimmeres zu finden, als hinter den beiden ersten. Letztendlich tat er es aber doch.

Seinen Augen zeigte sich eine herrschaftliche Halle, in deren hintere Wand drei hochaufstrebende Fenster eingelassen waren. Davor, ziemlich mittig im Raum, stand ein parallel zu den Fenstern aufgebaute, langer Tisch, an dem eine Gruppe festlich gekleideter Männer Platz genommen hatte. In ihrer Mitte saß ein stattlicher Mann in einem roten Gewand mit blauem Überwurf und brach gerade das vor ihm liegende Brot. Schweigend und mit einer einladenden Handbewegung bot er Brandt den Platz zu seiner Linken an –

und dieser folgte seinem wortlosen Ruf. Die anderen Männer gaben dem Gast ein reichbesticktes Kleid und füllten sein Glas »mit funkelndem Wein«. Brandt aß von dem Brot und trank von dem Wein und der Herr der Runde nickte zufrieden einem von seinen Männern zu, der daraufhin verschwand und nach einer kurzen Weile zurückkehrte. In seinen Händen trug er eine kleine goldene Harfe und gab sie dem Träumenden. Brandt verstand, worum er gebeten wurde, hob an zu singen und erkannte sich selbst nicht wieder, denn er sang, wie noch nie zuvor ein Mensch auf Erden gesungen hatte. – »So klang es dem [...] Könige recht.«

Vieles an diesem Traum verstand Brandt auf Anhieb, einiges wurde ihm später begreiflich und manches sollte ihm für immer ein Rätsel bleiben.



VIERZEHNTE KAPITEL

»Ich gratuliere dir zum neuen Lebenslauf.«

oder: Was es heißt, wenn einem die Welt zu Füßen liegt

Der königsblaue Luxuswagen rollte langsam an die rote Ampel heran und blieb stehen. Links von der Fahrerseite lag der Fußgängerstreifen, der die beiden Fahrbahnhälften der Leipziger Straße voneinander trennte. Auf diesem Streifen unterhielten sich zwei hochattraktive Frauen äußerst angeregt über lauter weltbewegende Belanglosigkeiten, die sie auf der Stelle vergaßen, sobald sie des Wagens ansichtig wurden. Brandt, der gedankenversunken am Steuer saß, bemerkte sie erst, als sie ihm plötzlich zu winken begannen. Noch nicht richtig realisierend, was gerade geschah, winkte er zurück. Diese Geste legten sie ohne zu zögern als eine Einladung aus und sprangen schnell zu ihm ins Auto. Besser noch als auf dem Strich, dachte sich der Überrumpelte und hörte in seinem Inneren gleichzeitig Frincks zu ihm sagen, er solle sich in seinem neuen Leben einrichten und sich so verhalten, wie es ihm gebühre. Warum nicht, schoss es ihm durch den Kopf, schauen wir uns einmal an, was es heißt, wenn einem die Welt zu Füßen liegt. Er lächelte seinen Begleiterinnen zu und drückte das Gaspedal bis zum Boden durch, was die beiden Frauen, die es nicht

einmal gestört hätte, wenn er der hässlichste Gorilla gewesen wäre, noch mehr stimulierte.

Brandt brauchte sich um nichts zu kümmern. Die Frauen sorgten dafür, dass das Gespräch nahtlos lief und ihm scheinbar nicht langweilig wurde. Sie waren ausgelassen und heiter, lachten viel und empfanden alles, was er sagte, und mochte es noch so sinn- und bedeutungslos sein, als etwas ganz Besonderes und Außergewöhnliches. Bereits nach wenigen Minuten des ziellosen Umherfahrens schlugen sie vor, in einen der exklusivsten Clubs der Stadt zu fahren und Brandt lenkte das Fahrzeug in die entsprechende Richtung. Als sie am Ziel anlangten, gaben die beiden Frauen der Clubleitung sofort zu verstehen, dass es sich bei ihrem Begleiter um einen sehr besonderen Gast handelte. Im Handumdrehen wurden ein großer Bereich für sie abgesperrt, die reizvollsten Tänzerinnen zu ihnen geschickt und ihnen die erlesensten Snacks und Getränke gereicht. Die obersten Chefs und handverlesene Gäste des Establishments leisteten ihnen Gesellschaft und es wurde nur solche Musik aufgelegt, die dem hohen Gast gefiel. Um das Ganze noch ein wenig interessanter zu gestalten, verkündete Brandt, dass ab jetzt sämtliche Bestellungen auf seine Rechnung gingen, und ließ sich dafür von der begeisterten Masse feiern, die sich innerhalb kürzester Zeit besinnungslos besoff. Kubanische Zigarren paffend und dabei Whisky trinkend, fühlte er sich wie ein absoluter Monarch, der von seinen lakaienhaften Höflingen umlagert wurde, allen voran von den zwei Frauen, die wie Kletten an ihm hingen und gleich zischenden

Schlangen eine jede Konkurrentin von ihm fernhielten, die auch nur daran dachte, sich ihm zu nähern.

Irgendwann bekam Brandt genug von dem Schauspiel und sagte zu seinen Schlangen, dass er mit ihnen ins Hotel fahren wolle. Begeistert nahmen sie die Idee auf und rasten keine zehn Minuten später in seinem Maybach durch das nächtliche Berlin. Am Ku-Damm, Höhe Joachimsthaler Straße, lief das Unternehmen jedoch Gefahr, frühzeitig zu seinem Ende zu gelangen. Eine Polizeistreife zog den Wagen aus dem Verkehr und während die Polizisten aus ihrem Auto stiegen und näherkamen, griff Brandt in die Innentasche seiner Jacke, um einen Bündel Geldscheine daraus hervorzuholen. Ohne abzuwarten, dass die Gesetzeshüter etwas sagten, streckte er ihnen das Geld durch das offene Fenster entgegen. Die erstaunten Männer schauten dezent auf die ausgestreckte Hand und warfen sich dann gegenseitig einen fragenden Blick zu, denn sie konnten nicht übersehen, dass es sich bei den angebotenen lilafarbenen Banknoten um ungefähr zehn- bis fünfzehn tausend Euro handeln musste. Der Jüngere nickte dem Älteren kurz zu, woraufhin dieser unauffällig nach links und rechts blickte, das Geld nahm, es tief in seine Hosentasche steckte und zu Brandt meinte, er solle vorsichtig und auf dem kürzesten Weg nach Hause fahren.

Wenige Minuten später hielt das Auto vor dem berühmten Hotel Adlon und Brandt nahm die beste verfügbare Suite, wohin er den teuersten Champagner und die feinsten Delikatessen orderte. Dann befriedigte er an den beiden Frauen nach Belieben seine sexuellen Bedürfnisse und als er schließlich auch davon

genug hatte, befahl er ihnen, sich ohne ihn weiter zu vergnügen. Während sie dies bereitwillig und ohne jegliche Tabus taten, schaute er ihnen mit einem leicht verächtlichen Lächeln von einem Sessel aus zu und rauchte seine Churchill-Zigarren.

Am nächsten Morgen wachte er früh auf und obwohl die letzten zwei Tage alles andere als leicht gewesen waren, fühlte er sich überhaupt nicht müde oder verkatert, denn der gestrige Abend hatte endlich die langersehnte große Wende gebracht, die ihn mit frischer Lebenskraft anfüllte. Brandt setzte sich auf die Couch und entnahm seiner dort liegenden Jacke eine Schachtel Zigaretten. Nachdem er einige Züge getan hatte, holte er auch sein Handy heraus. Er schaltete es an und stellte fest, dass Andreas ihn in der Zeit seit dem Treffen mit Frincks vierzehn Mal angerufen und ihm drei Mal geschrieben hatte.

„Ganz richtig, mein Lieber, wozu braucht der Mensch solche selbstlosen Freunde“, sagte er ganz leise nach einer Weile des Nachdenkens und versank erneut in seinen Gedanken. Danach nahm er sein Mobiltelefon und schmiss es in den vor ihm stehenden Champagnerkübel, in welchem halbgeschmolzene Eiswürfel herumschwammen. Als Nächstes nahm er seinen Schlüsselbund zur Hand und löste aus ihm die Schlüssel zu seiner Wohnung. Diese warf er in den Müll, während er die anderen, die von seiner Arbeitsstelle, zurück in die Jackentasche legte.

Anschließend zog er sich an und trat vor das Bett. Lange betrachtete er sich die darin schlafenden Nackten, bis er angewidert zu lächeln anfang. Wo ist da der Unterschied zwischen den sogenannten normalen

Frauen und den Nutten, fragte er sich. Es gibt faktisch keinen, lautete seine Antwort. Letztere sagen dir geradeheraus, wie viel und wofür, während Erstere es dir indirekt zu verstehen geben, was sie wollen, und sich erst dann hingeben, wenn sie sich sicher sind, dass sie das Verlangte auch bekommen werden. Wer ist also aufrichtiger? Ihr Frauen seid doch alle Schlampen, schloss er seinen Gedankengang und holte ein paar Geldscheine aus seiner Hosentasche, die er den Schlafenden zu Füßen warf, woraufhin er Zimmer und Hotel verließ, an der Rezeption Bescheid gebend, dass er für mehrere Monate bleiben und bei seiner Rückkehr die Nutten nicht länger in seinem Zimmer haben wollte.

Immer noch leicht alkoholisiert, unrasiert und mit halboffenem Hemd, fuhr er zur Schule. Als der Maybach auf das Schulgelände rollte und dort stehen blieb, lief gerade die große Hofpause, so dass sich auf der Stelle ein undurchlässiger Ring aus Schülern um ihn herum bildete. Die Einkesselung kaum wahrnehmend, stieg Brandt aus und wie vor Moses spaltete sich vor ihm die sprachlose und zutiefst ungläubige Menge. Er ging durch sie hindurch und direkt ins ebenerdige Sekretariat. Dort angelangt und der Sekretärin und ihrer Einsprüche nicht achtend, stieß er die Tür zum Büro der Rektorin auf, wo er statt dieser ihren auf dem Sessel des Schulleiters quasi schon Probe sitzenden Stellvertreter vorfand, der immer vorne lächelte und hinten kroch und unten heimlich sägte und von oben auf alles herabblickte und innerlich ganz hohl war, dieses von allen Schülern gehasste und fachlich vollkommen inkompetente, lange, dünne Kerlchen, welches schon als

Referendar in geschmacklosen, altbackenen Bürokratenanzügen und -krawatten herumgelaufen war und mit seinem dünnen goldenen Kugelschreiber uner-müdlich buchstäblich alles feinsäuberlich in seinen Schreibblöcken und Heften festhielt, was ihm irgend-wann vielleicht von Vorteil sein konnte, nicht nur be-ruflich Relevantes, sondern auch jedes noch so kleine Detail über seine Kollegen und Schüler.

Brandt war sich dessen gewiss, dass er zum letzten Mal in seinem Leben in diesem Raum stand, und so musste er unweigerlich daran denken, wie er vor nun-mehr zwölf Jahren zum ersten Mal darin gestanden hatte. Was war das doch für ein unglaublicher Kon-trast zwischen dem Männchen, das da vor ihm hockte, und dem Mann, der damals hier gesessen hatte. Der damalige Schulleiter war noch ein echter Mann, der wie er von ganz unten gekommen war und stets volls-tes Verständnis für ihn gehabt hatte, nach einem Jahr gemeinsamer Arbeit jedoch schon wieder gehen musste und ihm danach leider nicht mehr helfen konnte. Bei diesem Mann hätte Brandt auch heute noch ganz höflich angeklopft und geduldig gewartet, bis er hereingebeten worden wäre. Ihm hätte er vom ganzen Herzen die Hand gedrückt und alles Gute ge-wünscht, doch diesem charakterlosen Bürokraten, dem er nun gegenüberstand, vermochte er nichts als Verachtung entgegenzubringen. Daher nahm er sei-nen Schlüsselbund, schmiss es dem sprachlosen Stell-vertreter auf den Tisch, wandte sich mit den Worten „Mögen Sie daran ersticken!“ ab und ging.

Draußen umlagerten die Schüler immer noch das atemberaubende Auto und ergingen sich in den

wildesten Spekulationen. Als sie Brandt aus dem Gebäude kommen sahen, wurden sie wieder ganz still und erneut bildeten sie für ihn eine Gasse. Er ging an ihnen vorbei, ohne sie anzublicken. Er wollte sie nicht sehen, nie wieder, denn sie gehörten zu seinem alten Leben, mit dem er soeben komplett abgeschlossen hatte. Aber die Vergangenheit ist nichts, was so schnell vergeht. Als ob eine unsichtbare Hand ihn bei den Haaren ergriffen und seinen Kopf dahin gedreht hätte, wo sie ihn haben wollte, wanderten Brandts Augen plötzlich zur rechten Seite des Spaliers und trafen dort auf diejenigen Mariannas, die ihn völlig verwirrt und zugleich zutiefst besorgt anschaute. Im Bruchteil einer Sekunde überzogen sich seine Gesichtszüge mit einem entsetzlichen Hass und begann seine rechte Wange zu zucken. Doch er beherrschte sich, blieb nicht stehen und zog den Blick von ihr ab. Als er am Wagen stand und die Tür bereits geöffnet hatte, blickte er noch einmal zu ihr zurück und schwor sich: Im Staube sollst du kriechen vor meinem Talent! Danach stieg er ein und fuhr für immer davon. Marianna hingegen konnte nicht umhin, als sich unauffällig zurückzuziehen und auf einer den Blicken entzogenen Parkbank leise um ihn zu weinen, wie das zu geschehen pflegt, wenn ein Kindheits- oder Jugendidol stirbt.

Brandts nächstes Ziel war ein prominenter Berliner Friseur- und Schönheitssalon, wo er erfahren musste, dass alle Termine belegt seien und er deswegen leider nicht bedient werden könne. Daraufhin legte der Zurückgewiesene einen beachtlichen Stapel Geldscheine auf den Tresen und verlangte nach dem Geschäftsführer. Dieser erschien nach nur wenigen Minuten und

Brandt wurde bedient, wie es sich für einen echten Herrn gehört. Nach dieser mehrstündigen Verjüngungskur fuhr er weiter ins KaDeWe, wo er sich von Kopf bis Fuß neu einkleiden ließ und den Verkäufern, die sich vor Freundlichkeit überschlugen, traumhafte Umsätze und Trinkgelder bescherte. Nachdem er damit fertig war und angeordnet hatte, dass seine Einkäufe, die er nicht am Leibe trug, ins Adlon gebracht werden sollten, überkam ihn eine unheimliche Lust auf Austern. Da er wusste, dass es in der Gendarmerie nahe dem Gendarmenmarkt hervorragende essbare Meeresmuscheln jeder Art und Größe gab, begab er sich auf dem kürzesten Wege dorthin. Die nächsten Stunden verbrachte er deswegen in einem kühlen Schatten, der Brise genießend, eine Auster nach der nächsten ausschlürfend und dazu flaschenweise Champagner trinkend.

Bedient wurde er währenddessen von einer jungen Kellnerin, die ihm sofort ins Auge fiel und mit ihrem Anblick seine Nachmittagsstunden noch weiter ver süßte. »Du mußt mir die Dirne schaffen«, forderte sein Trieb von ihm und so gab er ihr, als sie zum Kassieren kam, ein solches Trinkgeld, dass sie im ersten Moment komplett sprachlos war. Danach bat er sie, sich zu ihm hinunterzubeugen, um ihr ins Ohr zu flüstern, dass sie heute Abend ab zehn Uhr im Foyer des Hotels Adlon auf ihn warten könne und dies garantiert nicht bereuen werde. Ohne die Reaktion der vollkommen perplexen Frau abzuwarten, verabschiedete er sich schnell und fuhr zu Frincks.

Im Auto zog er das Fazit seiner kurzen, aber erlebnisreichen Weltfahrt. Mein lieber Schwan, sprach er

innerlich zu sich selbst, Frincks hat auch in diesem Punkt ganz und gar Recht: Diese oberflächlichen und geldhörigen Menschen taugen zu nichts anderem als zum Dienen und verdienen es deshalb, dass wir uns ihrer nach Belieben bedienen, um unsere höheren Ziele und Zwecke zu verwirklichen.